

Das Erbe

Ein ganzer Tag ist vergangen, seit ich in diesen Bus gestiegen bin. Doch nicht nur vierundzwanzig Stunden, sondern eine ganze Welt liegt mittlerweile zwischen Nairobi und mir. Den letzten Teer hat die Straße vor mehr als zweihundert Kilometern gesehen. Ich lehne mich in den durchgesehenen Sitz und unterdrücke ein Husten. Jeder Blick aus dem Fenster holt die Dürre von dort draußen in meine Lungen. Vom Mond aus musste das Land hier oben an der äthiopischen Grenze aussehen wie der Mond selbst – kahl und ohne Leben. Doch in Komote, wo der Bus schließlich hält und mich ausspuckt, gibt es Leben. Zumindest das, was übrigbleibt, wenn man Stromleitungen, Oberschulen, die medizinische Versorgung – und jede weitere Selbstverständlichkeit – davon abzieht.

Als sich der Bus wieder in Bewegung setzt, gibt er den Weg für eine Windböe frei, die roten Staub vor sich hertreibt. Ich sehe mich um. In einiger Entfernung führen Hirten in kunstreich um den Körper gewickelten Umhängen, den *Shukas*, ihre mageren Ziegen über Vulkangestein. Und die Stille wird nur vom Knirschen der Salzkruste unterbrochen, die unter meinen Schritten bricht. Dieser Ort ist vergessen. Vergessen von der Welt, vergessen vom eigenen Volk. Sogar vergessen von Gott. Die Missionare haben längst ihre Kirche zurückgelassen.

Lokok, der Onkel meines Vaters, lebte einmal direkt am Ufer des Turkana-Sees. Jetzt hat sich das Wasser soweit zurückgezogen, dass die traditionellen Flöße des alten Mannes neben seiner Hütte liegen wie das getrocknete Gerippe eines gestrandeten Wales. Früher, so hat Lokok mir bei meinem letzten Besuch erzählt, sei er mit den anderen jungen Männern des El Molo-Stammes auf den zusammengebundenen Palmstämmen bis zu zwei Wochen lang auf See gewesen, kauend, fast reglos. Ihre Beute zugleich ihre größte Gefahr – Krokodile und Nilpferde. Doch Wind und Sterne und Mut hätten sie immer wieder unversehrt zurück zu ihren Iglus geführt. Noch immer fährt die Ehrfurcht durch meine Glieder, wenn ich den See betrachte. Mit seiner grünen Farbe wirkt er beinahe wie flüssiger Jade. Hier sei der Mensch zum Mensch geworden, sagt Lokok. „Die Wiege der Menschheit“, sagen Archäologen. Doch den El Molo nützt das nichts. Männer in Strohschurzen gekleidet begrüßen mich. Sie sind auf dem Weg zu einem kleinen Boot und tragen traditionelle Fischernetze bei sich, grobmaschig aus Fasern von Palmwedeln geflochten. Die spindeldürren Arme und Beine an ihren kantig hervorstehenden Gelenken wirken endlos lang, gerade so, als gehörten sie zu Riesen.

Lokoks einfache Hütte gleicht wie die vierzig anderen des Fischerortes einem Iglu, gemacht aus dem, was das karge Land für Hütten und Gewänder übrigließ: die getrockneten Blätter der Doumpalme. Ich schiebe mich durch die Öffnung seiner Hütte und sehe Lokok auf einer Pritsche aus Hölzern und Palmblättern liegen. Setiel, die Heilerin, reinigt sein faltiges Gesicht gerade von einer Schlammbehandlung. „*Badab*“, sagt sie immer wieder. „Fort mit dir, böser Geist!“ Sie weicht einen Schritt zurück. Wenn Gottes Angesicht nicht mehr weit entfernt ist, stellt sich Setiel für einen Moment zwischen ihn und die Lebenden. Sie hält den Tod für den Moment auf, den Lokok noch mit mir benötigt. Denn noch darf mein Großonkel nicht sterben. Wir haben noch etwas vor.

„Galte?“ Der alte Mann erkundigt sich nach mir. Ich nehme seine Hand. „Ja, ich bin hier.“ So gut es ihm gelingt, richtet er sich auf, Setiel legt ihm eine Decke unter den Kopf und drückt ihre Finger nacheinander auf seine Schultern, die Stirn und die Beine. Dann verabschiedet sie sich. Lokok ist schmal wie Schilfrohr und sein linkes Ohrläppchen wird langgezogenen von einem elfenbeinweissem Knochen. Er stammt vom Nilpferd, das er als Jugendlicher mit einem Speer erlegt hat, um seine Manneskraft unter Beweis zu stellen. „Hast du dein Buch dabei?“ Diese Frage kostet ihn mehr Kraft, als sie es sollte. Ich spüre, dass es keine Zeit für Smalltalk gibt. Aus meiner Tasche hole ich meinen Stift und das schwarze Buch hervor und schlage es auf die Seite, bei der wir stehengeblieben waren. „*Parkan*, Sturm während der Dürrezeit. *Yeen*, Ostwind in der Nacht. *Karrit*, Südwestwind, gut zum Segeln und Fischen. *Yukan*, treibt die Fische vom Ufer weg. *Kayeur*, Wind, der den Regen bringt“, verlese ich meine letzten Notizen mit lauter Stimme. „Hast du auch *Jike*? Südwestwind, kommt im Januar, Februar und September.“ Ich schreibe auf. „Das waren alle sechs Winde“, sagt Lokok und holt tief Luft. Beinahe spüre ich das Rasseln seiner Lungen in meiner eigenen.

„*Koreni*“, weist er mich dann an. Es ist das Wort für „Fremder“. Beim letzten Mal habe ich meinen Großonkel gefragt, wie alt er sei. Das wusste er nicht. Nur, dass *sie* da waren, als er Kind war. Da hatte er sie schon einmal erwähnt, die fremden Weißen. „Die Koreni haben meine Mutter mitgenommen. Und meinen Vater haben sie getötet. Auf South Island. Ein Koreni, ein Beamter, kam auf der Insel zu Tode, da mussten sie uns strafen. Eines ihrer Flugzeuge hat den tödlichen Hagel gebracht.“ Lokok macht eine Pause, um neue Kraft zu schöpfen. „Meinst du Bomben?“ – „Ja, auf South Island, war das.“ Er räuspert sich. Aus einem Krug neben dem Bett schöpfe ich eine Tasse Wasser und führe sie vorsichtig an seine Lippen. Seine langen Finger

umfassen meinen Arm. Mein eigener Körper, meine Hände, die seinen Kopf halten – sie wecken Scham in mir.

„*Parkaite*“, fährt er fort. Ich notiere das Wort. Dieses sei das schlimmste für ihn und er erzählt mir gleich darauf, warum. Die anderen Völker, erlegten keine Nilpferde, wenn die Männer erwachsen wurden, sie überfielen die El Molo, raubten deren Kinder, brachten sie fort und machten die Töchter zu ihren Bräuten. „Sie nahmen meine Mädchen, die kräftigsten Zwillinge.“ Nach einer Pause fügt er noch hinzu: „Die El Molo haben so etwas nicht gemacht.“ Es ist ihm wichtig. Ich schreibe es auf.

„*Gaatch* ist das Leiden, an dem meine Frau verstarb. Die bösen Geister beschwören diese Krankheit herauf.“ Jeden Tag sei sie schwächer geworden, habe nur noch ein Gebräu aus Wasser und Kaffeebohenschalen zu sich nehmen können. „Setiel war jeden Tag mit ihr im See, viele Monate lang. Aber es hat nichts genutzt, ihr Leiden wollte nicht aufhören.“ – „Wieso waren sie im See?“, frage ich, obwohl es nicht schwer ist, die Antwort zu erraten. Wasser inmitten der Wüste. Es *musste* Hoffnung bedeuten. Die Antwort ist noch deutlicher: „Gott wohnt im See.“

„*Nasai*“, flüstert Lokok ehrfürchtig. „Der Platz, an dem Gott lauscht“, bedeutet es in seiner Sprache. Gemeint ist das lebensspendende Jademeer, so wie nur ein Gott es dort platzieren kann inmitten des verstockneten Landes. Gott Sorge dafür, dass der See nicht austrockne, auch nicht während der größten Hitze. „Doch er ist wütend.“ Lokok deutet aufgeregt mit dem Zeigefinger Richtung See. Sie nehmen das Wasser, das Leben.“ *Sie* sind die Äthiopier. Und Lokok hat recht. Im Norden mündet der Omo aus Äthiopien in den Turkana-See. Er bringt das Wasser. Doch seit einigen Jahren immer weniger davon. Die Staustufen am Oberlauf des Flusses betreiben heute ein Wasserkraftwerk. Zwei weitere befinden sich im Bau. „*Nasai*“, wiederholt Lokok. „Gott lauscht ihnen.“

„*Samburu*“, notiere ich schließlich. „Wir nahmen sie auf, als ihre Rinder starben.“ Samburu, das Volk der Viehzüchter. Die Rinderpest habe sie vor vielen Jahren schwer getroffen und bei den El Molo sei ihr Leben gerettet worden. „Dann kamen die ersten Misch-Ehen und mit ihnen immer mehr Traditionen der Samburu. Ihre Kleider, ihre Feste, ihre Sprache *Maa*.“ Das weiß ich natürlich. Es ist der Grund dafür, dass ich hier bin. Außer Lokok gibt es niemanden mehr, der die Sprache der El Molo spricht. „Ein Volk ohne Sprache, ist kein Volk“, sagt er und sieht

mich dabei eindringlich an. Und er wolle seine El Molo nicht sprachlos zurücklassen. Ein Husten überkommt ihn. „Das war alles, was ich dir sagen wollte“, flüstert er schließlich mit heiserer Stimme. „Danke für deine Worte“, sage ich ihm, schlage die Seiten meines Buches zu und drücke seine Hand. Alles, was er mir sagen wollte. Es ist nicht viel, doch die Worte sind alles, was er hat. *Koreni, Gaatch, Nasai* – eine sorgfältige Auswahl seines Verlustes und seiner Reichtümer.

„Eins gibt es noch“, keucht er. „*Seur*.“ Und dann stimmt er mit zittriger Stimme ein Lied an. *Seur* ist das Lied, das die Männer zu Floß singen, wenn sie nach der Jagd an Neumond die Heimkehr antreten. Je näher sie ihren Hütten kommen, desto lauter wird ihr Gesang und dabei stehen sie aufrecht auf dem Floß. Ich halte Lokoks Hand, bis er angekommen ist. Als ich wieder in den roten Wind trete, kontrollieren die Fischer gerade ihre dünnen Netze. Bis auf einen Fisch sind sie leer.